

HEYNE <

Zum Buch

Der für seine entscheidende Arbeit an Aufsehen erregenden Mordfällen hochdekorierte NYPD-Detective Dave Gurney hat sich nach seinem Ruhestand aufs Land zurückgezogen, findet aber nicht die von seiner Frau ersehnte Distanz zu seinem früheren Beruf. Außerdem leidet er unter den Schuldvorwürfen, die er sich selbst im Zusammenhang mit dem Unfalltod seines vierjährigen Sohnes macht. Eines Tages wird David von einem Bekannten aus College-Tagen, Mark Mellery, kontaktiert, der seit einiger Zeit bedrohlich anmutende Nachrichten von einem Unbekannten erhält. Der Absender scheint dessen Geheimnisse zu kennen und ist in der Lage, eine Zahl, die er Mark beliebig wählen lässt, präzise vorherzusagen. Außerdem sendet er Mark kryptische Gedichte, die eindeutig Racheakte ankündigen. Bevor sich Dave einen Reim auf das Ganze machen kann, wird Mark eines Morgens ermordet aufgefunden, mehrfach brutal in den Hals gestochen. Auch die Polizei steht vor einem Rätsel. Gurney schließt aus den Indizien am Tatort, dass der Mörder seine Tat nicht nur als gegen Mark persönlich gerichtet, sondern auch als Herausforderung und morbides Duell mit einer intellektuell unterlegenen Polizei verstanden wissen will. Damit beginnt ein atemberaubendes Katz-und-Maus-Spiel zwischen einem kontrollbesessenen, hochintelligenten Psychopathen und einem brillanten Ermittler, der all seine Fähigkeiten einsetzen muss, um die bizarren Puzzlestücke zusammenzufügen.

Zum Autor

John Verdon wurde in New York City als Sohn irischer Einwanderer geboren. Er studierte Journalismus, bevor er als Werbetexter und später als Geschäftsführer einer großen Agentur tätig war. Mit 53 Jahren kehrte er der Werbung den Rücken und widmete sich dem Design von Kirschholzmöbeln. *Die Handschrift des Todes* ist sein erster Roman, die Fortsetzung ist bereits in Arbeit. Mit seiner Frau Naomi lebt er in der Gegend von New York.

John Verdon

Die Handschrift des Todes

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THINK OF A NUMBER
erschien 2010 bei Crown Publishers, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 01/2011
Copyright © 2010 by John Verdon
Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2010
Redaktion: Tamara Rapp
Umschlaggestaltung: © yellowfarm GmbH, s. freischem
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43536-0

www.heyne.de

Für Naomi

Prolog

»Wo warst du?«, fragte die alte Frau im Bett. »Ich musste pinkeln, und niemand ist gekommen.«

Ungerührt von ihrem bösen Ton stand der junge Mann am Fuß des Betts und strahlte.

»Ich musste pinkeln«, wiederholte sie undeutlich, als wäre sie sich der Bedeutung der Worte nicht mehr sicher.

»Ich habe gute Nachrichten, Mutter«, erklärte er. »Bald wird alles in Ordnung sein. Alles wird geregelt sein.«

»Wohin gehst du immer, wenn du mich allein lässt?« Ihre Stimme klang wieder scharf und nörgelnd.

»Nicht weit, Mutter. Du weißt doch genau, dass ich nie weit weggehe.«

»Ich mag es nicht, wenn ich allein bin.«

Sein Lächeln wurde breiter, fast verückt. »Sehr bald wird alles gut. Alles wird sein, wie es immer hätte sein sollen. Du kannst mir vertrauen, Mutter. Ich habe einen Weg gefunden, um alles zu richten. Er wird geben, was er genommen, was er gegeben hat, wird er bekommen.«

»Deine Gedichte sind so schön.«

Das Zimmer hatte kein Fenster. Der seitliche Schein von der Nachttischlampe – der einzigen Lichtquelle – betonte die wulstige Narbe am Hals der Frau und die Schattten in den Augen ihres Sohns.

»Gehen wir tanzen?« Sie starrte vorbei an ihm und der dunklen Wand in eine hellere Welt.

»Natürlich, Mutter. Alles wird perfekt sein.«

»Wo ist der kleine Dickie Duck?«

»Hier, Mutter.«

»Kommt Dickie Duck ins Bett?«

»Heia machen, heia machen, heia machen.«

»Ich muss pinkeln«, bemerkte sie fast kokett.

Teil 1

Verhängnisvolle Erinnerungen

Cop Art

Jason Strunk war nach Meinung aller ein unscheinbarer Mann – über dreißig, farblos, für seine Nachbarn praktisch unsichtbar – und offenbar auch unhörbar, denn niemand konnte sich auch nur an eine einzige Äußerung von ihm erinnern. Die Befragten waren sich nicht einmal sicher, ob er überhaupt jemals gesprochen hatte. Vielleicht hatte er genickt, hallo gesagt, ein oder zwei Worte genschelt. Genaueres war nicht bekannt.

Und alle zeigten sich anfangs in typischer Weise überrascht und vorübergehend sogar fassungslos, als sich herausstellte, dass Mr. Strunk mit obsessiver Hingabe vierzig- bis fünfzigjährige Männer mit Schnurrbart getötet und sie anschließend auf ausgesprochen ungewöhnliche Weise entsorgt hatte: Er zerschnitt sie in handliche Teile und verschickte sie farbenprächtig verpackt als Weihnachtsgeschenk an Polizeibeamte im Umkreis.

Aufmerksam betrachtete Dave Gurney das blasse, friedliche Gesicht von Jason Strunk – genauer gesagt dessen offizielles Foto aus der Verbrecherdatei –, das ihn aus dem Computermonitor anstarrte. Das Porträt war auf Lebensgröße aufgeblasen und an den Rändern des Bildschirms von den Werkzeug-Icons eines Retuschierprogramms umgeben, in das sich Gurney erst noch einarbeiten musste.

Er führte ein Tool für Helligkeitssteuerung zur Iris von Strunks rechtem Auge, klickte mit der Maus und begutachtete das kleine Glanzlicht, das er soeben gesetzt hatte.

Besser, aber immer noch nicht richtig.

Die Augen – und der Mund – waren stets am schwierigsten, aber auch absolute Schlüsselstellen. Manchmal experimentierte er stundenlang mit der Position und Intensität eines winzigen Glanzpunkts herum, und hatte am Ende nichts, womit er ganz zufrieden war und was er Sonya oder gar Madeleine vorlegen konnte.

Das Besondere an den Augen war, dass sie mehr als alles andere die Spannung und Widersprüchlichkeit erfassen: den Hauch von Grausamkeit in der unscheinbaren Verschlussenheit, den Gurney oft bei den stundenlangen Befragungen im Gesicht von Mördern wahrgenommen hatte.

Mit viel geduldigem Gefummel hatte er zum Beispiel dem Verbrecherfoto von Jorge Kunzman (dem Walmart-Lagerangestellten, der den Kopf seines jeweils jüngsten Opfers immer im Kühlschrank aufbewahrte, bis er ihn durch einen neuen ersetzen konnte) das richtige Aussehen abgerungen. Er war zufrieden mit dem Endprodukt, das mit verstörender Unmittelbarkeit die tiefe schwarze Leere zum Ausdruck brachte, die in Mr. Kunzmans gelangweilter Miene lauerte, und Sonyas überschäumendes Lob hatte ihn in seiner Meinung bestätigt. Diese Reaktion und der völlig unerwartete Verkauf der Arbeit an einen von Sonyas Sammlerfreunden hatten ihn zu der Reihe von kreativ manipulierten Fotos motiviert, die mittlerweile in einer Ausstellung mit dem Titel »Mörder, porträtiert von dem Mann, der sie gefasst hat« in Sonyas kleiner, aber hochkarätiger Galerie in Ithaca gezeigt wurden.

Wie ein jüngst pensionierter Detective der New Yorker Mordkommission mit einem gähnenden Desinteresse an Kunst im Allgemeinen und Trendkunst im Besonderen sowie einer tiefen Abneigung gegen jedes Aufsehen um seine Person in den Mittelpunkt einer Kunstausstellung in einem schicken Universitätsstädtchen geraten konnte, die von lokalen Kritikern als »innovative Mischung aus ungeschminkt rohen Fotos, unerschrockenen psychologischen Einsichten und meisterhafter grafischer Bearbeitung« beschrieben wurde, war eine Frage mit zwei sehr verschiedenen Antworten: seiner eigenen und der seiner Frau.

Was ihn betraf, hatte alles damit angefangen, dass Madeleine ihn dazu überredete, zusammen mit ihr einen Kunstkurs im Museum von Cooperstown zu besuchen. Immer wollte sie ihn herauslocken – aus seinem Bau, aus dem Haus, aus sich selbst, einfach *heraus*. Und er hatte die Erfahrung gemacht, dass er am besten die Strategie regelmäßiger Kapitulationen anwandte, um weitgehend Herr seiner Zeit zu bleiben. Auch die Teilnahme an dem Kunstkurs war ein taktisches Manöver dieser Art. Zwar graute ihm davor, aber er hoffte, damit zumindest ein oder zwei Monate lang gegen ähnliche Ansprüche gefeit zu sein. Dabei war er alles andere als ein Couch-Potato. Mit seinen siebenundvierzig Jahren konnte er immer noch fünfzig Liegestütze, Klimmzüge und Sit-ups machen. Er rannte nur nicht gern irgendwo in der Gegend herum.

Doch der Kurs erwies sich als eine Überraschung – eigentlich sogar als drei Überraschungen auf einmal. Erstens die Kursleiterin. Entgegen seinen Befürchtungen, dass es ihn vor allem Mühe kosten würde, nicht einzuschlafen, entpuppte sich Sonya Reynolds, eine Galeristin und regional bekannte Künstlerin, als echte Attraktion.

Sie war keine konventionelle Schönheit nach nordeuropäischem Muster wie etwa Catherine Deneuve. Dafür war ihr Mund zu voll, die Wangenknochen zu markant, die Nase zu stark. Doch große, rauchig grüne Augen und ein völlig entspanntes und auf natürliche Weise sinnliches Auftreten schafften es irgendwie, die unvollkommenen Teile zu einem äußerst eindrucksvollen Ganzen zusammenzufügen. Von den sechszwanzig Kursteilnehmern waren nur sechs Männer, deren Aufmerksamkeit ihr jedoch ganz und gar gehörte.

Die zweite Überraschung war seine positive Reaktion auf die Thematik. Aufgrund ihrer persönlichen Interessen beschäftigte sich Sonya sehr ausführlich mit Kunstformen, die von Fotografien ausgingen und diese bearbeiteten, um Bilder zu schaffen, die die Originale an Ausdruckskraft übertrafen.

Die letzte Überraschung offenbarte sich bei der dritten Veranstaltung des zwölfwöchigen Kurses, als sie ihre Begeisterung über einen zeitgenössischen Künstler kundtat, der seine Siebdrucke mithilfe solarisierter Fotoporträts produzierte. Während Gurney die Drucke betrachtete, hatte er einen Einfall. Er konnte sich einer sehr ungewöhnlichen Quelle bedienen, zu der er einen in jeder Hinsicht besonderen Zugang hatte. Die Vorstellung war merkwürdig aufregend. Und das Letzte, was er sich von einem Kunstkurs erwartet hatte, war Aufregung.

Diese Idee – Fotos von Verbrechern und vor allem Mördern so aufzupolieren, zu präzisieren und zu verstärken, dass sie exakt den Charakter des Wilds zum Ausdruck brachten, auf das er sein ganzes Berufsleben lang mit List und Tücke Jagd gemacht hatte – fasste in ihm Fuß, und er dachte öfter darüber nach, als er es ohne Verlegenheit hätte zugeben können. Schließlich war er ein vorsichti-

ger Mensch, der beide Seiten jeder Frage, den Fehler jeder Überzeugung und die Naivität in jeder Begeisterung erkennen konnte.

Als Gurney an diesem strahlenden Oktobervormittag am Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer saß, riss ihn plötzlich ein Geräusch aus der angenehm fordernden Beschäftigung mit dem Foto von Jason Strunk. Hinter ihm war etwas auf den Boden gefallen.

»Die stell ich dir da hin.« Für jeden anderen hätte Madeleine Gurneys Stimme wohl beiläufig geklungen, doch ihr Mann hörte sofort die Anspannung darin.

Er blickte über die Schulter und kniff die Augen zusammen, als er die zwei Jutesäcke an der Tür bemerkte. »Was stellst du mir hin?« Doch eigentlich kannte er die Antwort schon.

»Tulpen.« Madeleines Ton blieb beherrscht.

»Du meinst Tulpenzwiebeln?«

Eine alberne Korrektur, wie sie beide wussten. Auf diese Weise brachte er seine Gereiztheit darüber zum Ausdruck, dass Madeleine etwas von ihm wollte, wozu er keine Lust hatte.

»Was soll ich denn hier drinnen mit ihnen?«

»Sie raus in den Garten bringen und mir beim Einsetzen helfen.«

Er spielte mit dem Gedanken, sie darauf aufmerksam zu machen, dass es nicht besonders logisch war, etwas hier hereinzuschleppen, damit er es wieder hinaus in den Garten schleppte, überlegte es sich aber anders.

»Sobald ich hier fertig bin«, antwortete er leicht verstimmt. Eigentlich war es nicht unbedingt eine lästige Pflicht, an einem herrlichen Spätsommertag in einem hoch über einer weiten Landschaft aus herbstlich roten

Wäldern und smaragdgrünen Wiesen gelegenen Garten Tulpenzwiebeln zu pflanzen. Er hasste es einfach nur, unterbrochen zu werden. Und diese Reaktion auf Unterbrechungen, so sagte er sich, war ein Nebenprodukt seiner größten Stärke: der lineare, logische Verstand, der ihm bei seiner Polizeiarbeit zu großen Erfolgen verholfen hatte – ein Verstand, dem nicht die leiseste Ungereimtheit in der Geschichte eines Verdächtigen entging und der selbst haarfeine Lücken wahrnahm.

Madeleine spähte auf den Monitor. »Wie kannst du an einem Tag wie heute so was Hässliches machen?«

Ein vollkommenes Opfer

David und Madeleine Gurney lebten in einem robusten Farmhaus aus dem neunzehnten Jahrhundert, das sich in die Ecke einer abgelegenen Wiese am Ende einer Sackgasse in den Delaware Hills acht Kilometer außerhalb des Ortes Walnut Crossing schmiegte. Die vier Hektar große Wiese war umgeben von Kirsch-, Ahorn- und Eichenwäldern.

Das Haus hatte seine ursprüngliche architektonische Schlichtheit bewahrt. In dem Jahr, seit sie es besaßen, hatten die Gurneys die unglücklichen Neuerungen des Voreigentümers rückgängig gemacht. Zum Beispiel hatten sie die kahlen Aluminiumfenster durch welche aus Holz ersetzt, die das Licht nach Art eines früheren Jahrhunderts teilten. Das taten sie nicht aus einem übertriebenen Authentizitätswahn, sondern in der Überzeugung, dass die ursprüngliche Ästhetik irgendwie *richtig* gewesen war. Die Frage, wie das eigene Heim aussehen und sich anfühlen sollte, gehörte zu den Themen, über die zwischen Madeleine und David völlige Einigkeit herrschte – eine Liste, die in letzter Zeit eher geschrumpft war, wie ihm schien.

Ausgelöst von Madeleines Äußerung über das Porträt, an dem er arbeitete, nagte dieser Gedanke nun schon den halben Tag wie Säure an seiner Laune. Und er lauerte noch immer am Rand seines Bewusstseins, als er am

Nachmittag nach dem Zwiebelsetzen in seinem Lieblingsliegestuhl vor sich hin döste und plötzlich ihre Schritte im knöcheltiefen Gras hörte. Als sie vor seinem Stuhl anhielten, öffnete er ein Auge.

»Meinst du, es ist schon zu spät, um das Paddelboot rauszuholen?« Ihre ruhige Stimme platzierte die Worte gewandt zwischen Frage und Herausforderung.

Madeleine war eine schlanke, athletische Fünfundvierzigjährige, die man ohne weiteres auf fünfunddreißig schätzen konnte. Sie musterte ihn mit offenem, festem Blick. Mit Ausnahme einiger verirrter Strähnen war ihr langes braunes Haar unter dem breitrempigen Strohhut verborgen.

Er antwortete mit einer Frage, die ihn beschäftigte. »Findest du es wirklich hässlich?«

»Natürlich«, erwiderte sie ohne Zögern. »Es soll doch hässlich sein, oder nicht?«

Stirnrunzelnd dachte er nach. »Du meinst den Gegenstand?«

»Was sollte ich denn sonst meinen?«

»Keine Ahnung.« Er zuckte die Achseln. »Deine Bemerkung vorhin klang, als wäre dir das Ganze zuwider – nicht nur der Gegenstand, sondern auch die Ausführung.«

»Tut mir leid.«

Er hatte nicht das Gefühl, dass es ihr leidtat. Doch bevor er diesen Eindruck in Worte fassen konnte, wechselte sie das Thema.

»Freust du dich schon auf das Treffen mit deinem alten Studienfreund?«

»Nicht besonders.« Er stellte die Rückenlehne seines Stuhls eine Kerbe tiefer. »Mit Erinnerungen an die Vergangenheit hab ich's nicht so.«

»Vielleicht hat er einen Mord im Gepäck, den du klären sollst.«

Aufmerksam registrierte Gurney ihren vieldeutigen Gesichtsausdruck. »Meinst du, das ist es, was er von mir will?«

»Bist du dafür nicht berühmt?« Ärger kroch in ihre Stimme.

In den letzten Monaten hatte er das schon so oft beobachtet, dass er zu verstehen glaubte, worum es hier ging. Sie hatten einfach verschiedene Vorstellungen davon, was seine Pensionierung bedeutete, welche Veränderungen sie in ihrem Leben bewirken sollte, und vor allem, wie sie *ihn* verändern sollte. Dazu kam in jüngster Zeit der Unmut über seine neue Nebenbeschäftigung – das Projekt mit den Mörderporträts, das ihn ganz in Anspruch nahm. Außerdem hatte er den Verdacht, dass Madeleines negative Einstellung zu dieser Tätigkeit teilweise mit Sonyas Begeisterung zusammenhing.

»Hast du gewusst, dass er ebenfalls berühmt ist?«, fragte sie.

»Wer?«

»Dein Studienfreund.«

»Eigentlich nicht. Er hat am Telefon was erwähnt von einem Buch, das er geschrieben hat, und das hab ich kurz überprüft. Aber dass er wirklich bekannt ist, hätte ich nicht gedacht.«

»Zwei Bücher«, entgegnete Madeleine. »Er ist der Leiter von so einem Institut in Peony und hat eine Vortragsreihe angeboten, die auf PBS gelaufen ist. Ich hab dir Kopien der Buchumschläge aus dem Internet ausgedruckt. Vielleicht willst du mal einen Blick darauf werfen.«

»Bestimmt wird er mir sowieso alles Wissenswerte über sich und seine Bücher erzählen. Er klingt nicht gerade schüchtern.«

»Wie du meinst. Ich hab dir die Kopien auf deinen

Schreibtisch gelegt, falls du es dir anders überlegst. Ach, und übrigens, Kyle hat vorhin angerufen.«

Er starrte sie schweigend an.

»Ich hab gesagt, du meldest dich bei ihm.«

»Warum hast du mich nicht geweckt?«, entfuhr es ihm in ungewollt scharfem Ton. Sein Sohn rief nicht besonders oft an.

»Ich hab ihn gefragt, ob ich dich holen soll. Er wollte dich nicht stören, es war wohl nicht besonders wichtig.«

»Hat er sonst noch was gesagt?«

»Nein.«

Sie wandte sich ab und ging durch das dichte, feuchte Gras zurück zum Haus. Als sie die Hand auf den Griff der Seitentür legte, schien ihr etwas einzufallen, und sie sprach ihn mit übertriebener Verblüffung an. »Nach dem Buchumschlag zu urteilen, ist dein Studienfreund ein Heiliger, in jeder Hinsicht vollkommen. Ein Guru für richtiges Verhalten. Kaum vorstellbar, warum so einer Rat bei einem Detective der Mordkommission sucht.«

»Bei einem *pensionierten* Detective der Mordkommission«, korrigierte Gurney.

Aber sie war schon verschwunden, ohne das Knallen der Tür zu dämpfen.

Ärger im Paradies

Der nächste Tag war noch herrlicher als der vergangene und hätte sich gut als Oktoberbild in einem Neu-England-Kalender gemacht. Gurney stand um sieben auf, duschte und rasierte sich, zog Jeans und einen leichten Baumwollpulli an und trank seinen Kaffee auf der Bluestoneterrasse vor dem Schlafzimmer im Erdgeschoss. Die Terrasse und die Fenstertüren, durch die man sie erreichte, hatte er auf Madeleines Drängen hin eingebaut.

Von solchen Dingen verstand sie etwas, und sie hatte ein Auge dafür, was möglich und passend war. Das sagte viel über sie aus: über ihren positiven Instinkt, ihre praktische Fantasie, ihren unfehlbaren Geschmack. Wenn er sich allerdings in den Bereichen verhedderte, die zwischen ihnen umstritten waren – dem sumpfigen Dickicht unausgesprochener Erwartungen –, fiel es ihm schwer, sich auf ihre Stärken zu konzentrieren.

Er durfte auf keinen Fall vergessen, Kyle zurückzurufen. Aber wegen des Zeitunterschieds zwischen Walnut Crossing und Seattle musste er damit noch drei Stunden warten. Er ließ sich tiefer in den Stoffstuhl sinken, den warmen Kaffeebecher in beiden Händen.

Schließlich fiel sein Blick auf die schmale Mappe, die er mit dem Kaffee herausgebracht hatte. Er versuchte, sich das Aussehen des Collegefreundes vorzustellen, dem

er seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr begegnet war. Das Foto auf dem Buchumschlag, den Madeleine ausgedruckt hatte, hatte sein Gedächtnis aufgefrischt, nicht nur im Hinblick auf das Gesicht, sondern auch auf die Persönlichkeit – bis hin zum Timbre eines irischen Tenors und einem umwerfend charmanten Lächeln.

Als sie zusammen am Rose Hill Campus der Fordham University in der Bronx studierten, war Mark Mellery ein wilder Bursche gewesen, dessen Ausbrüche von Humor und Wahrheitsliebe, Energie und Ehrgeiz von etwas Dunklem gefärbt waren. Er hatte eine Tendenz, sich allzu nahe am Abgrund zu bewegen – eine Art schlingerndes Genie, zugleich unbesonnen und berechnend, immer in Gefahr, in eine Abwärtsspirale zu geraten.

Laut der Biografie auf seiner Website hatte sich die Richtung der Spirale, die ihn zunächst hinuntergezogen hatte, ab dem dreißigsten Lebensjahr durch einen dramatischen spirituellen Wandel umgekehrt.

Nachdem er den Kaffeebecher auf der schmalen Holzlehne des Stuhls abgestellt hatte, schlug Gurney die Mappe in seinem Schoß auf. Er entnahm ihr die ausgedruckte E-Mail, die er vor einer Woche von Mellery erhalten hatte, und ging sie noch einmal Zeile für Zeile durch.

Hallo Dave,

ich hoffe, Du findest es nicht unangemessen, wenn sich ein alter Studienfreund nach so langer Zeit wieder bei Dir meldet. Man weiß ja nie, was eine Stimme aus der Vergangenheit in einem wachruft. Ich habe über unseren Alumni-Verein Kontakt zu unserer gemeinsamen akademischen Geschichte gehalten und war im Lauf der Jahre immer wieder fasziniert von den Neuigkeiten über die Absolventen unseres Jahrgangs. Mehrere Male

habe ich mit Befriedigung von Deinen herausragenden Leistungen und der Anerkennung gehört, die Dir zuteil wurde. (Ein Artikel in unseren Alumni-News nennt Dich den »meistdekorierten Detective des NYPD« – was mich eigentlich nicht besonders überrascht, wenn ich an den Dave Gurney denke, den ich vom College kenne!) Vor ungefähr einem Jahr erfuhr ich dann, dass Du in den Ruhestand gegangen und hierher nach Delaware County gezogen bist. Ich wurde darauf aufmerksam, weil ich selbst in Peony wohne – also nur ein paar Häuser weiter, wie es so schön heißt. Wahrscheinlich hast Du nichts davon gehört, aber ich leite hier eine Art Meditationszentrum mit dem Namen »Institut für spirituelle Erneuerung« – klingt ziemlich hochtrabend, ich weiß, ist aber eigentlich eine ganz praktische Angelegenheit.

Im Lauf der Jahre habe ich mir zwar schon oft gedacht, dass es eine große Freude für mich wäre, Dich wiederzusehen, aber erst jetzt hat eine schwierige Situation den entscheidenden Anstoß dafür gegeben, mich mit Dir in Verbindung zu setzen. Ich glaube, Dein Rat könnte mir in dieser Sache sehr nützlich sein. Daher würde ich Dir gern einen kurzen Besuch abstatten. Wenn Du eine halbe Stunde für mich erübrigen könntest, komme ich in Dein Haus in Walnut Crossing – oder gern auch an jeden anderen Ort, den Du mir nennst.

Die Erinnerungen an unsere Unterhaltungen im Campuszentrum und die noch längeren in der Shamrock Bar – ganz zu schweigen von Deiner großen beruflichen Erfahrung – sagen mir, dass Du der Richtige bist, um diese verwirrende Sache zu besprechen. Es ist ein merkwürdiges Rätsel, das Dich durchaus in-



John Verdon

Die Handschrift des Todes

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43536-0

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2010

Ich kenne dein Geheimnis

Ein Brief ohne Absender erreicht dich. Du sollst dir eine Nummer ausdenken. Irgendeine Nummer. Wer könnte dieser Versuchung widerstehen? Du drehst den Brief um, und da steht dieselbe Nummer, die du dir eben ausgedacht hast. Völlig zufällig. Glaubst du zumindest. Denn dann beginnt das Grauen, ein perfider Killer treibt sein Spiel mit dir. Und du bist ihm gänzlich ausgeliefert.



[Der Titel im Katalog](#)